Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 40

Artikel: Schrei

Autor: Schibli, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640133

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 4. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Schrei.

Von Emil Schibli, Bern.

Sturm peitscht die Nacht. Die Bäume beugen sich im Wind und stöhnen.
Der Himmel droht. Die Wolken fliehen dichtgedrängt wie Schafe.
Nur ich bin wach. Kein Licht umher. Die Menschen ruhn im Schlafe.
Der Sturm ist los! Es zuckt der Blitz und ferne Donner dröhnen.

Turmglockenschlag dumpf und zerrissen will mich mahnen:
Zur Ruh, zur Ruh. Ich aber höre auf das Sturmgesause.
Mich friert im Wind — Gespenster gehen um im alten Hause
Und Furcht erfüllt mich plötzlich nun, und schweres, trübes Ahnen.

O Wahnsinn ist das Sein! O einsam bin ich sondergleichen!
Gib Frieden Gott! Erfülle meine Einsamkeit! Gib tiefstes Denken,
Laß meinen Geist in alte Lebensgründe sich versenken!
Zeig einen Bruder mir, ich will ihm meine Hände reichen . . .

Es ist wohl spät. Noch suchen meine müden Augen Sterne.
Laß ab du armes Herz! Wer will dich trösten und erquicken?
Laß ab, laß ab! Die Stunde flieht. Und die Minuten ticken
In tiefe Nacht — Mein Weg ist dunkel und das Glück ist ferne.

Die Frau Major.

Von Lilli Haller.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 1. Preis.) 6.

Dr. Eduard Meyer legte auf einmal beide Enden seines Schlafrocks vor sich auf die Knie. Es war ihm, als ob das großgetupfte Kleidungsstück ihn plötzlich sehr geniere. Entschieden paßte es nicht zur Situation. Aber nicht nur der Schlafrock, auch die Filzpantoffel. Er verbarg sie hinter dem Stuhlbein. Höchst unbehaglich ward ihm zu Mut. Hatte nicht Albertine im tiefen, grünen Sessel vor ihm ein klein, klein wenig Spott in die Stimme gelegt, als sie die letzten Worte sprach? Was meinte sie überhaupt damit, sie beide seien über das Alter hinaus, in welchem . . . . .

Er strich mit der Hand über den grauen, vollen Bart.

Albertine begann von neuem: „Weißt du was? Ich denke, das beste ist, ich tue hier jemandem die kleine, für mich und sie aber wichtige Ehre an und plaudere gelegentlich über unsere uralte Freundschaft. Dann wird gewiß die Sache anders angesehen. Ich glaube, ich wende mich an die Frau Major; sie ist die Temperamentvollste von allen. Mir scheint von ihr geht das Komplöttchen aus. Dann kann sie auch gleich mit Flicken der zerrissenen Maschen beginnen.“

„Das also willst du tun?“ fragte er nach einer Weile zerstreut.

„Ja,“ lautete die Antwort. „Du Eduard sahst und siehst ja nie, was um dich herum vorgeht. Du sitzest über deinen Abhandlungen, machst deine täglichen Spaziergänge, schießest um die Ecken und hörst und gewahrst nichts. So warst du übrigens immer. Einer, den die Welt, die kleine, nichts anging.“

„Ist auch nicht nötig,“ entgegnet er. „Du willst doch nicht damit sagen, daß ich die Augen aufmachen soll, speziell um kleinliche, enge Dinge zu sehen?“

„Das nun gerade nicht. Hie und da hätte dir zwar vielleicht ein aufmerksameres Beobachten nicht geschadet.“ Einen Augenblick hält sie inne, dann fährt sie fort: „Was nun aber mich betrifft, rechne ich mit dem Kleinen. Dafür bin ich Frau. Und zu uns Frauen gehört das Kleine, Nächstliegende. Ich glaube sogar, alles in der Welt ist von derselben Wichtigkeit für das letzte Ende; das ganz Große, wie das ganz Kleine. Das habe ich herausgefunden seit ich wieder in den engen Grenzen meiner Heimat bin und hier im Hause. Ich glaube auch, der altersgraue, zahme Spittel hat mit seiner engen Atmosphäre ebenso Bedeutung und Berechtigung wie das Bundeshaus. Du lächelst? Dort sind die wachen Köpfe, hier die müden. Und weil sie müde sind, müde vom Leben, die alten Leute, so haben sie ihren Gedanken enge, schmale Grenzen gezogen. Ich weiß aber, es steckt neben dem Lächerlichen viel Güte und kleine Weisheit